

Kirche in Fragmenten: Welche Art von Einheit?

Giuseppe Ruggieri / Miklós Tomka

Das Thema dieses Heftes enthält eine Feststellung und eine Frage.

Die *Feststellung* betrifft die derzeitige innere Situation der Kirchen und der Christen. Diese Feststellung läßt sich leichter mit einer negativen als mit einer positiven Formulierung wiedergeben: Die Kirchen vermitteln nicht das Bild einer kompakten Wirklichkeit. Der Aspekt, der am meisten ins Auge springt, ist, daß die Spaltungen zwischen den Christen auch am Ende eines Jahrhunderts, das so reich an ökumenischen Fermenten war, weiter fortbestehen. Vor allem aber taucht nun ein in vielen Hinsichten bisher unbekanntes Phänomen auf: Viele Christen haben den Bezug zum Glauben als einem Ganzen mit Ausschließlichkeitsanspruch verloren. Der Glaube wird zwar nicht verweigert, aber er stellt nur noch einen der Bezugspunkte des Daseins unter anderen dar. Es handelt sich dabei nicht darum, daß man - um mit dem Evangelium zu sprechen - „zwei Herren dienen“ wollte, da man ja die Authentizität der angezielten Werte nicht bestreitet. Aber es ist so, als wenn sich bestimmte Sphären und Bereiche der menschlichen Erfahrung als für den Anspruch des Glaubens undurchdringlich erwiesen und sich statt dessen an

jeweils eigenen inneren Kriterien ausrichteten. Das heißt: Der Glaube wird in die Krise der Einheit des menschlichen Subjektes mit hineingezogen.

Wir haben diese Situation mit dem Bild einer „Kirche im Fragment“ wiedergegeben. Und damit wollen wir nicht nur auf die kollektive Dimension des Phänomens hinweisen, sondern ebenfalls auf die personale Dimension der christlichen Erfahrung, weil uns scheint, daß diese beiden Dimensionen nicht zusammenhanglos gesehen werden können. Eine Suche nach Einheit unter den Kirchen und innerhalb der gläubigen Erfahrung vollzieht sich heute tatsächlich auf radikal andere Weise als in der Vergangenheit, in der alles irgendwie von der Dimension der Lehre und der Kirchendisziplin beherrscht war.

Als wir das Bild des Fragments wählten, um diese Feststellung auszudrücken, wollten wir eine Metapher verwenden, die offen ist für mehrere Bedeutungen. Ein Fragment kann das Ergebnis eines Bruchs, einer Verletzung, sein, das Überbleibsel einer verlorenen Einheit. Ein Fragment kann aber auch etwas sein, das sich mit anderem wieder zusammensetzen läßt zu einem Mosaik, ohne dabei seine eigene Besonderheit zu

verlieren; und dennoch ermöglicht es so eine ebenfalls faszinierende Einheit, die zwar auch „außerhalb“ von ihm, aber doch nicht ohne es besteht. Das Fragment läßt an Resignation in der Klage über die Vergangenheit denken. Es ist das, was wir hinter uns gelassen haben, „to shore up against our ruin“ („um unseren Untergang abzuwenden“), nach der schönen Formulierung von Eliot, die D. Tracy in diesem Heft zitiert. Aber die Fragmente unterschiedlicher Herkunft, die uns in schriftlichen Zeugnissen oder anderen Werken überkommen sind, lassen uns auch an etwas denken, das wieder zu einer Einheit zusammengefügt werden kann, und so wecken sie die Vorstellung, daß wir ganz andere Einheiten, bisher unbekannte Gestalten, neu schaffen könnten. In jedem Fall ist das Fragment niemals nur der von den Wellen des Wassers abgeschliffene Stein, der einsam bleibt, auch wenn er sich in einem Haufen anderer Steine befände. Und schließlich läßt das Fragment – woran R. Panikkar uns in seinem Beitrag erinnert – an das in Stücke gebrochene Brot der christlichen Eucharistie denken.

Die *Frage* erhebt sich – nachdem wir die fragmentierte Gestalt des heutigen Christentums und der heutigen christlichen Erfahrung festgestellt haben – schon allein aufgrund des Glaubensbekenntnisses der Christen: Sie glauben doch die eine Kirche als Werk des Geistes Gottes. Die Frage lautet daher, ob diese Einheit an jene kompakte und einförmige Gestalt gebunden sei, in der eine totalitäre und allumfassende Kultur sie sich oft gedacht und wie diese sie praktiziert hat, wenn auch um den Preis schwerwiegender Ausgrenzungen. Die Antwort auf diese Frage fällt nicht leicht. In diesem

Heft wollten wir eine Reihe von Elementen anbieten, die eher einen Weg der Reflexion beschreiben, als daß sie schon eine Lösung böten.

In einem *ersten Teil* haben wir die Beiträge gesammelt, die geeignet sind, die derzeitige Lage zu beleuchten. *Miklós Tomka* beschreibt den historisch-kulturellen Prozeß, in dessen Verlauf sich die Erfahrung der Menschen heute als fragmentiert erweist. Er erkennt hier nicht nur eine besonders aufgewühlte Phase im *Continuum* der Geschichte, sondern eine geschichtliche Umwälzung planetarischen Ausmaßes. Seiner Meinung nach kann in der derzeitigen Fragmentierung der Erfahrung nur eine personale Entscheidung, die ohne allen äußeren Halt vollzogen werden muß, eine Integration der Erfahrung selbst ermöglichen. *Johann Reikerstorfer* sieht im Verlust der strukturierenden Kraft der Erinnerung und der Tradition den Hauptfaktor, der zu einer unumkehrbaren Krise des Universalismus, zum episodischen Charakter unserer Entscheidungen geführt hat. Daher bedarf es notwendigerweise eines neuen Paradigmas des Allgemeingültigen, das die Anerkennung jedes Menschen garantiert. Dieses Allgemeingültige kann sich nicht aufdrängen als eine alles einebnende Einerleiheit, sondern muß sich ein Maßnehmen an der Tischgemeinschaft als Kriterium zu eigen machen und fähig sein, am anderen gelten zu lassen, was „andersartig“ ist.

Sozusagen als Kontrapunkt zu diesen Analysen stellt *Angelo Maffei* die wichtigsten in der heutigen Theologie erarbeiteten Entwürfe für eine Einheit der Kirche vor: die Einheit als *Communio* der Ortskirchen mit Hilfe der Wiedergewinnung der Praxis der alten Kirche; die

Einheit in vielfältiger Verschiedenheit, welche die konfessionellen Unterschiede unangetastet bestehen läßt; die Einheit, die sich gründet auf eine differenzierte Übereinkunft, die in der gemeinsamen Anerkennung der Heiligen Schrift und der Glaubensbekenntnisse der Alten Kirche doch die Lehrunterschiede toleriert, die sich im Lauf der Zeit in den einzelnen Kirchen gebildet haben; die Einheit im Dienst an der Welt. Die vielfältige Verschiedenheit der Entwürfe für sich allein genommen ist schon ein Zeichen dafür, wie mühsam heute das neue Nachdenken der Christen über Wege zur Einheit ist.

Der *zweite Teil* des Heftes, der vorwiegend historischer Art ist, wendet sich der Vergangenheit der Kirchen zu, und zwar mit einer präzisen Frage: Haben die Kirchen nicht *de facto*, jenseits aller grundsätzlichen Behauptungen, immer unter Bedingungen der Fragmentierung gelebt? Zuerst wird diese Frage an den neutestamentlichen Kanon selbst gestellt: Rechtfertigt dieser nicht eine Sicht der Kirche in Fragmenten? *Hans Dieter Betz*, dem die Herausgeber diese nach dem Muster eines berühmten Artikels von Käsemann formulierte Frage gestellt hatten, gibt eine differenzierte Antwort. Er betont, daß die Frage, wenn sie so gestellt werde, ihrerseits problematisch werde, weil sie von der Voraussetzung ausgehe, daß es *eine* Kirche gebe und nicht immer schon *viele* Kirchen. Und die kirchlichen Synoden, die vom 2. bis zum 4. Jahrhundert zur Kanonbildung beigetragen haben, hätten doch ihrerseits die Pluralität der Lehraussagen, der Riten und der organisatorischen Formen der Kirchen nicht mit redaktionellen Eingriffen eliminiert, und zwar auch dort nicht, wo es eindeutige Spannungen

und Gegensätze gegeben habe. Aber gerade der Kanon habe sich neben den Glaubensbekenntnissen als Instrument der christlichen Identität geltend gemacht in einer Zeit, in der die Ausbreitung und die Differenzierung des Christentums sich jeder institutionellen Kontrolle entzog. Betz scheint daher einen Vorbehalt bereits gegenüber dem Titel unseres Heftes zu hegen, wenn er unseres Erachtens auch in einer anderen Begrifflichkeit genau die Intention der Frage übernimmt, die ihm gestellt war.

Historisch gesehen ist das Phänomen der Fragmentierung des Christentums sehr komplex und kann nicht auf ein einziges Modell zurückgeführt werden. *Ulrich Körtner* stellt uns ein „verlorenes“ Fragment vor, das aber auch als „bedroht“ erscheint, nämlich das Judentum; ein Fragment, das auch heute noch immer Fragen an die Kirchen stellt, und zwar durch verschiedene Formen des heutigen messianischen Judentums. *Lorenzo Perrone* analysiert die Dynamik der Fragmentierung des orientalischen Christentums. Aber auch er versäumt nicht – wie schon Körtner –, auch auf die heutige Situation zu blicken, wobei sich die Aussicht einer Wiederzusammenfügung der Einheit eröffnet, vorausgesetzt, daß diese in Gestalt einer pluralistischen und geschwisterlichen Gemeinschaft konzipiert wird. *Anne Brenon* stellt die besondere Form der „häretischen“ Fragmentierung im Mittelalter dar. Die mittelalterliche Häresie ist eng verbunden mit einer militanten Auffassung von der Kirche, der gleichen Auffassung, die auch den Geist der Kreuzzüge hervorbringen wird. Unter der Feder von Klerikern und Mönchen als Chronisten entsteht hier

das neue Bild der Persönlichkeit des Häretikers. Im Blick auf eine uns näherliegende Epoche führt *Bernard Plongeron* uns in die komplexe Wirklichkeit des „jansenistischen“ Fragments ein und läßt deutlich dessen grundlegende Intention vor unseren Augen entstehen: eine politische Ethik zu schmieden, die einer in ihrem Kern verdorbenen Welt angemessen ist, sei es, um sich dieser Welt zu verweigern (wie es in Port Royal geschieht), oder sei es, um sie umzugestalten, indem man ihr die Ideale der Urkirche (Armut und allgemeinen Konsens in der Wahl der bürgerlichen und kirchlichen Hierarchien) injiziert.

Das so gebotene historische Bild ist gewiß sehr begrenzt, aber es kann uns helfen, die Unangemessenheit jener Ansichten zu begreifen, die zur bisweilen gewalttätigen Ausschließung von Fragmenten christlicher Erfahrung geführt haben, die sich nicht einfach in eine totalitäre Sicht des kirchlichen Lebens einfügen ließen. Wenn Nestorius kein „Nestorianer“ mehr ist, wie uns - wenn auch nicht in genau dieser Formulierung - die gemeinsame Erklärung des Bischofs von Rom und des Patriarchen der assyrischen Kirche des Ostens zu sagen scheint, wenn also die wechselseitigen Verurteilungen die Frucht von Mißverständnissen waren, dann müssen die Kirchen die Art und Weise, wie sie einander betrachten, von Grund auf erneuern.

Der *dritte Teil* will die Problemstellung erweitern, indem er diese „herunterholt“ und sie innerhalb des komplexen planetarischen Horizontes von heute einordnet. *Raimon Panikkar* unterzieht die Sicht der Einheit der Kirche als Institution aus einem asiatischen, genauer ge-

sagt aus einem indischen Blickwinkel einer kritischen Analyse. Dagegen scheint ihm einzig und allein die Sicht der Kirche als eines lebendigen Organismus und als eines Mysteriums angemessen, um ihre „Verwundungen“ verstehen und ihre „Fragmente“ verehren zu können, wie wir auch die „Fragmente“ des eucharistischen Leibes verehren. Aus einem ganz anderen Blickwinkel lenkt *Paulo Suess* unsere Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß die „Fragmentierung“ in Lateinamerika mit der „Conquista“ eingeführt wurde, die im Namen des universalen Anspruchs des europäischen Katholizismus die eigentümlichen Lebensentwürfe der Bewohner jenes Kontinents zerstörte. Seiner Überzeugung nach ist es die „Kontextualität“, welche die Kriterien liefern kann für eine Gegenoffensive, der es um das ganze Leben für alle geht, und zwar in einer gemeinsamen Verantwortung von kulturell unterschiedlichen Gruppen. *Lisa Sowle Cahill* schließlich zeigt uns mit einem Blick auf die weibliche Wirklichkeit, wie das Sichtbarwerden der Erfahrung von Frauen geeignet ist, die Beschränktheit des männlichen Blickwinkels zu beweisen, der doch fälschlicherweise als allgemeingültig ausgegeben wird. Der Beitrag der Frauen zu einem Begriff und einer Praxis der Einheit besteht besonders darin, auf die irreduzible Vielfalt hinzuweisen, die sich aus unterschiedlichen Lebenserfahrungen, aus dem Dialog und aus dem Offensein für andere ergibt.

Der *vierte Teil* unseres Heftes schließlich will einige positive Elemente für eine durch Wiederausammenfügen von Elementen geschehende Wiederherstellung der Einheit der Kirchen und in der Kirche anbieten. *Pierre Vallin* stellt das Mo-

dell der „Lehrklarheit“ als notwendigen Erfordernisses des kirchlichen Lebens zur Diskussion. Dieses Modell stützt sich auf eine besondere Deutung des Konzils von Trient als eines Fortschrittes gegenüber der vorhergehenden „theologischen Unklarheit“. Aber die Geschichte der Kirche offenbart einen viel größeren Reichtum, und eben das Wesen der Kirche, das in dieser Geschichte konkret sichtbar wird, läßt sich nicht in eine einzige Interpretation hineinzwängen. *Pierre Jossua* zeigt angesichts des derzeitigen Verlustes der alten Gestaltungen von Einheit zwei mögliche Wege auf: Der eine ist die Neuschaffung einer Einheit in einer „bekennenden“ christlichen Erfahrung; der andere Weg sind die „partiellen Identifikationen“, die aber für viele das Maximum an möglicher Zugehörigkeit und nicht etwa eine Haltung der Indifferenz bilden. *Gregory Baum* schlägt vor, man solle auf der Basis einiger Motive von John Henry Newman, der Soziologie der organisierten Religionen und des Zweiten Vatikanums sich eine pastorale Sicht der Kirche zu eigen machen, in der jedes Amt (das prophetische, das priesterliche und das königliche) vom jeweils anderen „korrigiert“ werde, in der die Konflikte nicht ignoriert würden, in der aber gleichzeitig von neuem das Wirken des Heiligen Geistes erkannt würde, der durch die Mittelmäßigkeit des Handelns der Kirchen die *mirabilia Dei* wirke.

David Tracy empfiehlt uns in einer genauen Analyse der Begriffe, partikuläre Besonderheit und Universalität, Fragment und Form die Katholizität nicht außerhalb, sondern innerhalb und mit Hilfe der partiellen Besonderheiten und der fragmentarischen Formen der Kirche

und der gesamten Tradition zu sehen. Für ihn läßt das Fragment vor allem an Hoffnung denken. Angesichts der derzeitigen Weigerung der Kirchen, der Einheit - die sie gleichwohl als schon gegebenes Geschenk Christi bekennen - Ausdruck zu verleihen, beruft sich *Johannes Brosseder* auf die Notwendigkeit, die Einheit als *Communio* zu begreifen. Es handelt sich dabei um eine *Communio*, die Christus selbst gewährt, vor allem in der Liturgie, und welche die Kirchen nicht ignorieren dürfen. Damit dies aber geschehen kann, muß man das Modell der organischen Einheit aufgeben und es ersetzen durch das Modell der gegenseitigen Anerkennung.

Joseph Moingt betont, daß am Anfang der Einheit der Kirche die Einheit im Glauben und in der Liebe gestanden sei, aber ohne jede einheitlich organisierte, autoritäre Gestalt: Die Einheit der Kirche, verstanden als Sammlung aller Christen in einer zentralisierten Institution, ist als solche nicht von einem Gesetz des Evangeliums verpflichtend geboten, und es hat sie niemals gegeben, außer im Zustand der Fragmentierung. Daher darf die Leidenschaft für die Einheit nicht verwechselt werden mit irgendeiner politischen Leidenschaft, die zum Aufbau von Nationen oder Staaten führt. *Giuseppe Ruggieri* betont schließlich die Notwendigkeit, im Zusammenhang mit einer Kultur der Andersheit von Grund auf neu zu überdenken, was die Einheit bedeute, die der Geist Gottes in den Kirchen wirkt, nämlich Einheit als Fähigkeit zu Beziehung und Annehmen der Andersartigkeit.

Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht